

Diskursanalyse

Johannes Bosch 

Entstehungsgeschichte

Der Begriff der „Diskursanalyse“ ist, ebenso wie der „Diskurs“ selbst, so vielfältig, dass sich verschiedene Ansätze darunter versammeln. In den 1950er-Jahren in der amerikanischen Linguistik als Begriff für eine Methode zur formalen Analyse von Texten geprägt,¹ wird die Diskursanalyse heute in erster Linie mit dem Namen des französischen Philosophen Michel Foucault (1926–1984) verknüpft. Angesichts der Vielfalt der aktuellen diskursanalytischen Ansätze konzentriert sich dieser Beitrag auf diejenigen, die sich direkt und indirekt auf Foucault beziehen, da diesen ein prägender Einfluss auf die geschichtswissenschaftlichen Debatten zukommt – insbesondere auf die Körpergeschichte, denn der Körper stand bei Foucault selbst bereits im Zentrum des Interesses.

Die Grundlagen dieser Diskursanalyse liegen in den Arbeiten Michel Foucaults ab den 1960er-Jahren. Nach eigener Auskunft, wie er in seiner Studie „Die Geburt der Klinik“ schrieb, verfolgte Foucault mit der Diskursanalyse das Ziel, der „Ideengeschichte“ zu einer gesicherten Methode zu verhelfen.² Es handelte sich jedoch nicht nur darum, die Methode einer eher konventionell verfahrenen Geschichtswissenschaft zu schärfen und zu verfeinern. Vielmehr drehte Foucault die Fragestellung der Ideengeschichte vollständig um: Während diese traditionell danach fragte, welche Ideen zu welcher Zeit von welchem Autor geäußert werden, zielte Foucaults Erkenntnisinteresse auf die Bedingung der Möglichkeit,³ etwas zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt zu sagen. Statt einer Geschichte der geäußerten Ideen zielte Foucault somit auf eine „Geschichte des Sagbaren“, also auf die Frage, welche Äußerungen in einer historischen Epoche überhaupt getätigt werden konnten, und legte so den Fokus auf die Einschränkungen und Verknappungen, die dem Denken und Sprechen einer Gesellschaft auferlegt waren.⁴ Statt einzelner Aussagen analysierte Foucault daher größere Quellenkorpora und befragte diese auf Regelmäßigkeiten und Muster, in denen Aussagen immer wiederkehrten und die den einzelnen Äußerungen einen Raum und eine

1 Zellig S. Harris: Textanalyse, in: Elisabeth Bense, Peter Eisenberg, Hartmut Haberland (Hg.): Beschreibungsmethoden des amerikanischen Strukturalismus, München 1976, S. 261–298.

2 Michel Foucault: Die Geburt der Klinik. Archäologie des ärztlichen Blickes, Frankfurt am Main 1988, S. 206.

3 Historisches Apriori: Archäologie (1969/1995) 183ff; Michel Foucault: Archäologie des Wissens, Frankfurt am Main 1981, S. 183–186.

4 Michel Foucault: Die Ordnung des Diskurses, 13. Aufl., Frankfurt am Main 2014, S. 34 f.

Struktur gaben. Dabei lenkte er den Blick auf Brüche in den Diskursen, während die Ideengeschichte traditionell Kontinuitäten von Ideen über lange Zeiträume hervorhob.

Die Diskursanalyse war dabei von Anfang an verbunden mit einem körpergeschichtlichen Interesse. In der der „Geburt der Klinik“ von 1963, nach Philipp Sarasin das erste diskursanalytische Werk Foucaults, richtet sich der Blick auf Diskurse um Krankheit, Tod und den menschlichen Körper.⁵ Der „Körper“ des Individuums entstand, so Foucault, erst durch die Wandlung des ärztlichen Blickes zwischen der Mitte des 18. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts. War der medizinische Diskurs bis ins 18. Jahrhundert durch ein sprachliches, auf das Wesen von Krankheiten im allgemeinen zielendes Wissen gekennzeichnet, für das der einzelne kranke Körper lediglich eine – potentiell irreführende – konkrete Manifestation darstellte, so gelangte der einzelne kranke Körper erst im Zuge der Übernahme der anatomischen Methode der Obduktion um 1800 in den ärztlichen Blick. Dies bildete die Voraussetzung, über den individuellen Körper zu sprechen; der Körper des Individuums wurde daher durch diesen neuen medizinischen Diskurs geschaffen. Auch später, besonders in seinen Arbeiten zur Geschichte der Sexualität, stand der Körper als der Ort, in den sich Diskurse und Disziplinierungstechniken einschreiben, im Zentrum von Foucaults Aufmerksamkeit.⁶

Die feministische Forschung ab den 1980er-Jahren, die die Diskursanalyse breit rezipierte, stellte die Beschäftigung mit dem Körper und deren diskursive Produktion ebenfalls ins Zentrum ihrer Arbeit. So befassten sich gerade die diskursanalytischen feministischen Arbeiten mit der Erkenntnis, dass nicht nur „gender“ – das soziale Geschlecht –, sondern auch „sex“ – das biologische Geschlecht – historisch wandelbare Gegenstände zu sein schienen, dass es sich also keinesfalls um stabile, natürliche und jeder diskursiven Produktion vorgängige Kategorien handelte, sondern um die Produkte spezifischer Diskurse, die die scheinbar „natürlichen“ Geschlechtskörper erst herstellten.⁷

Zentrale Beiträge

Die wichtigste Anregung für die diskursanalytische Theoriebildung stellen die Arbeiten des französischen Philosophen Michel Foucault aus den 1960er- bis 1980er-Jahren dar. Foucault untersuchte im Gegensatz zur traditionellen Ideengeschichte nicht einzelne Ideen bzw. Aussagen, sondern analysierte die Regelmä-

5 Philipp Sarasin: Michel Foucault zur Einführung, 2. Aufl., Hamburg 2006, S. 60, 68 f.

6 Foucault: Geburt der Klinik; Michel Foucault: Sexualität und Wahrheit, 3 Bde., Frankfurt am Main 1977–1986.

7 Eine der bekanntesten, wenn auch nicht der erste Beitrag zu dieser Thematik stellt Judith Butlers Werk Gender Trouble (deutsch: Das Unbehagen der Geschlechter) von 1991 dar, siehe: Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt am Main 1991.

ßigkeiten und Muster, die sich zeigten, wenn man die Anordnung von Aussagen in großen Serien untersuchte. Die Muster, in denen wir unser Wissen organisieren, erscheinen uns so selbstverständlich, dass sie uns nicht als besondere Muster auffallen. Erst ein verfremdender, distanzierter Blick zeigt, dass jedes Wissen in einer historisch kontingenten (d. h. zufälligen) Weise organisiert ist. Um die Kontingenz dieser Struktur zu illustrieren, zitiert Foucault im Vorwort seiner Studie „Die Ordnung der Dinge“ eine fiktive „chinesische Enzyklopädie“, die die bekannten Tierarten in folgender Art gruppiert: „a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, [...] k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind, i) und so weiter, m) die den Wasserkrug zerbrochen haben, n) die von weitem wie Fliegen aussehen.“⁸ Eigenartig und verwirrend sind an dieser Aufzählung nicht die einzelnen Tierarten – denn diese lassen sich, ob sie real existieren oder nicht, denken und benennen – sondern die Aufzählung selbst; die Art und Weise, wie hier Phänomene der Welt geordnet werden.

Der Diskurs ist die Art, wie das Wissen angeordnet und klassifiziert wird. Er besteht aus der Gesamtheit der Aussagen zu einem Bereich – beispielsweise zum Geschlechtersystem – deren Analyse die Regelmäßigkeiten und Regeln zeigt, die den Rahmen für sinnvolle Aussagen darstellen.⁹ Die Summe dieser Aussage-regeln bildet ein *historisches Apriori*, also die historisch je spezifische Bedingung der Möglichkeit, bestimmte Aussagen zu tätigen. Foucault nennt dies auch das Archiv, „das Gesetz dessen, was gesagt werden kann, das System, das das Erscheinen der Aussagen als einzelne Ereignisse beherrscht“.¹⁰

Die Perspektive der Diskursanalyse ist somit derjenigen der klassischen Ideengeschichte entgegengesetzt. Sie fokussiert nicht auf die schöpferische Qualität einer Aussage, sondern im Gegenteil auf die Verknappungen der möglichen Aussagen, auf die Einschränkungen dessen, was in einer historischen Epoche gesagt werden kann. Die Anzahl der sinnvollen Aussagen kann durch verschiedene Prozeduren eingeschränkt werden, so die Prozedur des Verbots oder Tabus – das beispielsweise die Sexualität in der bürgerlichen Gesellschaft betraf –, durch die Grenzziehung zwischen Wahnsinn und Vernunft, die als „wahnsinnig“ gekennzeichnete Aussagen ausschloss, und schließlich durch die Unterscheidung zwischen „wahren“ und „falschen“ Aussagen.¹¹ Als Ergebnis dieser Ausschlüsse werden die möglichen sinnvollen Aussagen verknappt, was Foucault in den Worten ausdrückt: „Der Diskurs ist durch die Differenz zwischen dem konstituiert, was man in einer Epoche korrekt (gemäß den Regeln der Grammatik und der Logik) sagen konnte, und dem, was tatsächlich gesagt wurde“.¹²

8 Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt am Main 1974, S. 17.

9 Foucault: Archäologie, S. 41–44.

10 Ebd., S. 184f., 187.

11 Foucault: Ordnung des Diskurses, S. 11–15.

12 Michel Foucault: Schriften in vier Bänden. Bd. 1, 1954–1969, Frankfurt am Main 2001, S. 874.

Dennoch lassen sich Diskurse nicht als rein negative, bloß einschränkende Strukturen begreifen. Im Gegenteil wirken Diskurse selbst produktiv, und Foucault beschrieb sie als „Praktiken [...], die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen.“¹³ Das bedeutet, dass Diskurse nicht lediglich bereits existente Dinge bezeichnen, sondern ihre Gegenstände durch den Diskurs erst schaffen. So schuf beispielsweise der neue medizinische Diskurs zu Beginn des 19. Jahrhunderts erst den Körper des Individuums, wie Foucault in der bereits zitierten Arbeit zur „Geburt der Klinik“ argumentierte.

An diese Überlegungen – dass Diskurse ihre Gegenstände erst produzieren, diesen also keine „natürliche“, vordiskursive Existenz zukommt – konnte nicht zuletzt die feministische Forschung anknüpfen, die die Entwicklung der Diskursanalyse in körperhistorischer Hinsicht entscheidend vorantrieb. Während in der Geschlechterforschung der 1970er- und 1980er-Jahre der Konsens herrschte, das Geschlecht teile sich auf in eine biologische, „natürliche“ Seite – dem Geschlechtskörper oder „sex“ – der sekundär mit sozialer Bedeutung, dem sozialen Geschlecht bzw. „gender“ aufgeladen werde, stellten diskursanalytische Arbeiten diese Aufteilung zunehmend in Frage und untersuchten, wie auch der sex durch diskursive Praktiken der Wissensproduktion geschaffen wurde. So untersuchte Barbara Duden in ihrer wegweisenden Studie „Geschichte unter der Haut“ von 1987 in Anlehnung an Foucault, wie das Körperbild des 18. Jahrhunderts die Wahrnehmung des eigenen Leibes in gänzlich anderer Art als in unserer Gegenwart strukturierte und das „Geschlecht“ keine dichotome Kategorie darstellte, sondern als gradueller Unterschied konzipiert wurde.¹⁴ In einer ähnlichen Stoßrichtung untersuchte Thomas Laqueur in seiner bezeichnenderweise „Making sex“ (nicht: „gender“) betitelten Studie zur Konzeption des Geschlechts seit der Antike, dass das heute gängige zweigeschlechtliche Modell keineswegs „von Natur aus“ gegeben, sondern ein Produkt des medizinischen und anatomischen Diskurses ab dem 18. Jahrhundert ist.¹⁵

Der wichtigste Beitrag zur feministischen Fortführung der diskursanalytischen Körpergeschichte kommt aber der amerikanischen Philosophin Judith Butler zu. Wie Laqueur stellte sie die gängige Unterteilung in ein biologisches (sex) und soziales Geschlecht (gender) infrage und untersuchte, wie auch der Körper selbst als Ergebnis diskursiver Praktiken erst als „Geschlechtskörper“ hergestellt wird. Der entscheidende Unterschied zu bisherigen Konzepten lag darin, dass sie das Geschlechtersystem als instabil betrachtete: Geschlecht müsse, so Butler, in einem stetigen Prozess durch performative Praktiken hergestellt werden. In Anlehnung an die Sprechakttheorie John L. Austins verstand sie darunter sprachliche Akte, die dadurch, dass sie etwas – beispielsweise einen

¹³ Foucault: Archäologie, S. 74.

¹⁴ Barbara Duden: Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730, Stuttgart 1987.

¹⁵ Thomas Walter Laqueur: Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud, Cambridge (Mass.) 1992.

Körper – bezeichneten, diesem erst Realität verschafften. Der performative Akt der Bezeichnung der Geschlechtskörper muss jedoch stetig wiederholt werden, wobei die Wiederholung die Möglichkeit der Verschiebung beinhaltet und so ermöglicht, das Geschlechtersystem durch subversive Akte zu verändern – beispielsweise durch die Performanz queerer Identitäten, die das heteronormative Geschlechtermodell in Frage stellen.¹⁶

Diese Thesen brachten Judith Butler erhebliche Kritik auch von feministischen Wissenschaftler:innen ein: Neben dem politischen Einwand, dass durch die Aufgabe einer gemeinsamen Identität der Frau die Handlungsfähigkeit feministischer Kritik unterlaufen werde, wurde Butler in theoretischer Hinsicht vor allem vorgeworfen, den Körper völlig im Diskurs, d.h. in der Sprache, aufzuheben und so die Existenz körperlicher Materie, des Fleisches, zu vernachlässigen, sodass nicht mehr nach leiblichen Erfahrungen gefragt werden könne.¹⁷ Butler antwortete auf diese Kritik mit ihrem zweiten Buch *Körper von Gewicht*, in dem sie die „Materie“ des Körpers ins Zentrum ihrer Überlegungen stellte. Zwar existiere eine stoffliche Materie der Körper, aber ein vordiskursiver Zugriff darauf sei nicht möglich. Stattdessen untersucht Butler die Materialisierung diskursiver Normen infolge performativer Praktiken, die sich in den Geschlechtskörpern sedimentierten.¹⁸

Leistungen und heutiger Stand

Die Diskursanalyse ist mittlerweile eine etablierte Strömung innerhalb der Geschichtswissenschaft, wie die Vielzahl von diskursanalytischen Arbeiten zeigt, die in den letzten Jahren auch und besonders zur Körpergeschichte publiziert wurden. Dabei besteht Uneinigkeit über den konkreten methodologischen Status. Während Philipp Sarasin die Diskursanalyse eher als eine theoretische oder epistemologische „Haltung“ denn als Methode versteht,¹⁹ hat der Frühneuzeit-historiker Achim Landwehr eine konkrete Anleitung entworfen, wie historische Diskurse untersucht werden können. Er schlägt vor, zunächst einen Korpus zu bilden, in dem eine größere Menge an Texten gesammelt wird, die auf diskursive Strukturen untersucht werden können. Anschließend muss der historische Kontext dieses Korpus untersucht werden, wobei zumindest der situative Kontext des Diskurses, die Medialität des Materials, der institutionelle Rahmen sowie

16 Butler: Das Unbehagen der Geschlechter.

17 Beispielhaft etwa Barbara Duden: Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butler Entkörperung, in: *Feministische Studien* 11/2 (1993), S. 24–33.

18 Judith Butler: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin 1995, S. 13–17, 24–40.

19 Philipp Sarasin: *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, Frankfurt am Main 2003, S. 8; Auch: Ders.: *Diskursanalyse*, in: Marianne Sommer/Staffan Müller-Wille/Carsten Reinhardt (Hg.): *Handbuch Wissenschaftsgeschichte*, Stuttgart 2017, S. 45–54, hier: S. 46.

der historische Kontext betrachtet werden müssen. Bei der folgenden Analyse der Texte unterscheidet Landwehr zwischen einer Makro- und anschließenden Mikroanalyse: Während bei ersterer zunächst die grobe Struktur und wiederkehrende Muster der Texte ermittelt werden, um die Makrostruktur des Diskurses herauszufiltern, stehen in der anschließenden Mikroanalyse einzelne Texte und Aussagen im Zentrum, die auf ihre sprachlichen, topischen und rhetorischen Eigenheiten untersucht werden.²⁰

Inhaltlich hat die Diskursanalyse der Körpergeschichte eine Vielzahl an neuen Gegenständen eröffnet, wie die Frage nach der diskursiven Produktion des (modernen) Körpers, der Entstehung des zweigeschlechtlichen Modells sowie der Strukturierung und historischen Wandelbarkeit von Körperwahrnehmungen. So hat Philipp Sarasin mit seiner Habilitationsschrift „Reizbare Maschinen“ ein zentrales Diktum Foucaults – nämlich die These, Diskurse produzierten ihre Gegenstände selbst – aufgegriffen und empirisch nachverfolgt. Er ging der Frage nach, wie der Satz „Ich habe einen Körper“ historisch entstehen konnte, der nicht so banal ist, wie er auf den ersten Blick erscheint. Keineswegs überhistorisch, setzt diese Aussage die Existenz eines individuellen „Körpers des Subjektes“ voraus, der, wie Sarasin zeigt, erst im hygienischen Diskurs des langen 19. Jahrhunderts entstand. In der Hygiene, die ursprünglich weit gefasst war und das Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt zu regeln trachtete, entwickelte sich ein Diskurs, der durch die „Sorge um sich“ die Individualität und damit den individuellen Körper erzeugte. Der hygienische Körperdiskurs organisierte sich um die vitalistische Reiztheorie, deren Ursprung im 18. Jahrhundert liegt: Der Körper wurde als reizbare Maschine betrachtet, d.h. als ein Organismus, der durch Reize aus der Umgebung kontrollierbar war. Dies bereitete den Weg zu disziplinierenden Körpertechniken, denn die Individuen waren dadurch gehalten, sich ständig um den eigenen Körper zu kümmern. Dies stellte einen zentralen Beitrag zur Entwicklung der modernen bürgerlichen Individualität dar.²¹ In ähnlicher Tradition, aber mit einem thematisch und zeitlich engeren Zugriff untersuchte Maren Möhring den Körperdiskurs der Nacktkultur-Bewegung der 1920er-Jahre, der entscheidend zur Durchsetzung moderner Körpernormen beitrug. Dieser Diskurs führte zur Normalisierung des „natürlichen Körpers“, d.h. er machte die Natur zur verbindlichen Norm, was zum Anspruch führte, sich durch „natürliche“ Techniken wie Gymnastik einen solchen natürlichen Körper zu erarbeiten. Orientierte sich das natürliche Ideal an den Formen, die die antike griechische Skulptur vorgab, so wurde der Körper in funktioneller Hinsicht in der Tradition des medizinisch-hygienischen Diskurses als eine „natürliche Maschine“ gedeutet, die in den Begriffen der Naturwissenschaft beschrieben und

20 Achim Landwehr: *Historische Diskursanalyse*, 2. Aufl. Frankfurt am Main/New York 2009, S. 101–126.

21 Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*, Frankfurt am Main 2001.

kontrolliert werden kann. Dies bereitete Körpertechniken den Weg, durch die der Körper zunehmend rational beherrscht werden konnte, wodurch die Nacktkultur-Bewegung die Entwicklung einer modernen Körperkultur begünstigte.²²

Ein zweiter Bereich diskursanalytischer Forschung beschäftigt sich, angeregt nicht zuletzt durch die Thesen Judith Butlers, mit der Entstehung der Zweigeschlechtlichkeit und der heteronormativen Geschlechterordnung. Thomas Beckers Studie „Mann und Weib – schwarz und weiß“ zur wissenschaftlichen Konstruktion von Geschlecht und Rasse seit dem 17. Jahrhundert beispielsweise verknüpft die Untersuchung zweier Differenzkategorien und zeigt, wie die diskursive Konstruktion sowohl des Geschlechts als auch der „Rasse“, zuerst in den intellektuellen Zirkeln der Salons und später in der naturwissenschaftlichen Debatte, aufeinander aufbauen und verweisen.²³ In einer Längsschnittstudie zu Konzepten der Geschlechterordnung in der europäischen Kultur seit der Antike verfolgt Erika Nussberger die philosophischen und wissenschaftlichen Debatten, die sich um das Konzept des „Hermaphroditen“ drehen. Mit diesem Begriff, so Nussberger, versuchte die europäische Justiz über Jahrhunderte hinweg, Uneindeutigkeiten der Geschlechtszuweisung begrifflich zu fassen und so beherrschbar zu machen. Trotz der Kontinuität des Begriffs seit der Spätantike wurden darin jedoch, wie Nussberger zeigt, völlig unterschiedliche Konzepte der Geschlechtlichkeit aufgehoben, so dass sich mitnichten von einer ahistorischen, quasi natürlichen Existenz des „Hermaphroditismus“ ausgehen lässt.²⁴

Ein dritter Strang diskursanalytischer Arbeiten untersucht schließlich, wie Diskurse die somatische Wahrnehmung des Körpers strukturieren – also einen Bereich, der dem Alltagsverständnis zufolge gerade unmittelbar erfahrbar und somit jedem Diskurs vorgängig ist. Schon Barbara Duden las in ihrer bereits erwähnten Dissertation „Geschichte unter der Haut“ ihre Quellen in Hinblick auf die Frage, wie das damals gängige Körperkonzept, die Humoralpathologie, die Beobachtung des eigenen Körpers und die Wahrnehmung körperlicher Prozesse strukturierte.²⁵ In einer Reihe von Arbeiten untersuchte Emily Martin den Zusammenhang zwischen der gynäkologischen Lehre vom weiblichen Körper und der Körperwahrnehmung von Frauen, womit sie zeigen konnte, dass die sich verändernden medizinischen Körperkonzepte Auswirkungen auf die somatische Erfahrung von Frauen haben.²⁶ Zuletzt zeichnete Patrick Kury die Geschichte der Konzepte „Stress“ und „Burn out“ nach. Diese entwickelten sich aus der Neur-

22 Maren Möhring: *Marmorleiber. Körperbilder in der deutschen Nacktkultur (1890–1930)*, Köln/Weimar/u. a. 2004.


23 Thomas Becker: *Mann und Weib – schwarz und weiß. Die wissenschaftliche Konstruktion von Geschlecht und Rasse 1650–1900*, Frankfurt 2005.

24 Erika Nussberger: *Zwischen Tabu und Skandal. Hermaphroditen von der Antike bis heute*, Wien/Köln/u. a. 2014.

25 Duden: *Geschichte unter der Haut*.

26 Zum Beispiel: Emily Martin: *Die Frau im Körper. Weibliches Bewusstsein, Gynäkologie und die Reproduktion des Lebens*, Frankfurt 1989; Dies: *Flexible Bodies. Tracking Immunity in American Culture – From the Days of Polio to the Age of AIDS*, Boston 1994.

asthenie-Debatte des späten 19. Jahrhunderts, also der Sorge um eine durch die überreizte Moderne hervorgerufenen Nervenkrankheit, und fand im ursprünglich physikalisch-technischen Begriff des „Stresses“ ein Konzept, mit dem vielfältige somatische wie psychische Leidenserfahrungen artikuliert werden konnten. Ergänzt wurde dieses Stresskonzept schließlich ab den 1970er-Jahren noch um den Begriff des „Burn out“. Mit beiden Konzepten ließen sich, so Kury, individuelle Wahrnehmungen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Anforderungen deuten und artikulieren.²⁷

Johannes Bosch  <https://orcid.org/0000-0001-7461-5583>

²⁷ Patrick Kury: Der überforderte Mensch. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout, Frankfurt am Main 2012.